

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 2

Artikel: Diamanten und Rubine am Ulmizberg
Autor: Beaujon, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Hochwacht auf dem Gurten.*)

Der Gurten: die erste Stufe einer Molassetreppe, der Boralpen, die sich zwischen Senne und Aare langsam erheben bis zur Mauer des Oberlandes: wenn man sich von Bern nach Thun begibt, folgt man ihrem regelmäßig ansteigenden Umriß. Der Gurten hat die Form einer Erdscholle: bewaldete Hänge, steil genug, um für ein Stündchen die Einbildung einer Bergbesteigung zu wecken; auf dem Gipfel Weideland. Wie viele dieser kleinern Berge scheint er von Ferne gesehen, weit höher, als er in Wirklichkeit ist; er wird kleiner, je näher man kommt.

Aber der Gurten ist nicht nur ein Aussichtspunkt; er ist eine Hochwacht; das war seine Aufgabe in der Geschichte. Der Gebrauch von Feuerzeichen ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern bekannt; bei den Pfahlbauern wie bei den Negeren. Ein Feuerzeichen ist dargestellt auf dem Relief der Trajanssäule. Bern, das dem alten Rom gleicht, hatte einst planmäßig auf den bedeutenderen Hügeln und Vorbergen seines Gebietes solche Hochwachten eingerichtet, zuerst auf dem Gurten, dem Mittelpunkt des Netzes. Ihr Unterhalt geschah zu Lasten der Gemeinden. Ein Holzstoß, ein oder zwei Büden feuchtes Stroh, so gab in der Nacht eine Feuerfäule, am Tage eine Rauchfäule das Zeichen des Alarms. Ständig glühte etwas Harz in einem Gefäß, das an einem Ständer aufgehängt war: ein vorgeschriebenes Feuer, das zeigte, ob der Wächter auf seinem Posten stand. In drei oder vier Stunden war die Republik vor der kleinsten Gefahr gewarnt; in drei oder vier Stunden waren alle Wehrfähigen bereit, ins Feld zu rücken, denn man mobilisierte damals schneller als jetzt, weil man weniger Geschütz, Gefährt, Kriegsgerät hatte. Im siebzehnten Jahrhundert gab es hundertsechsfünfzig „Chuzen“ vom Rhein bis zum Genfersee.

Und nun nehmen wir an, der Kleine Rat, die Regierung, die unter dem Vorsitz des Schultheißen im Rathaus Sitzung gehalten hat, erkläre den Krieg. Es ist Mitternacht, die Schicksalsstunde. Der Befehl ist an die Wächter zu St. Vinzenz, auf dem Münstert, weitergegeben worden; die steigen bis zum obersten Absatz des Turmes, zünden die „Kriegsfackeln“ an und bewegen sie fünfmal hin und her. Die Wachen rufen zu den Waffen, die Standeswächter eilen zu den auf den Mauertürmen bereitstehenden Kanonen: Salve, Sturm läuten. Die Stadt erwacht; Läden schlagen gegen die Mauer; die Leute rufen einander an und gehen auf die Straße hinab; sofort loht das Feuer auf dem Gurten auf und fast gleichzeitig antworten die nächsten Berge: der Bantiger, der Belpberg. Nach einem Abkommen mit Unseren Gnädigen Herren von Freiburg geht die Botschaft über Balmberg, Guggishorn, die Höhen von Seitenried, Schloß Avenches, über die Hügel der Broye und des Torat durch das Waadtland bis in die Juratäler, bis zu den Toren von Genf. Eine andere Meldekette erreichte über das Simmental, das Pays d'Enhaut, Vex, Saint-Triphon die Grenze von Savoyen und des Wallis; wieder eine andere ging dem Jura entlang durch das Fürstentum Neuenburg; wieder eine endlich gelangte durch den Aargau bis hinab an den Rhein; und die Stände Luzern, Solothurn, Zürich und Basel, ebenso die Gemeinen Vogteien und der Fürstbischof erwachten und boten ihrerseits ihre Truppen auf. So ist in kürzester Zeit das ganze Land auf den Beinen. Aus jedem Flecken, fast aus jedem Dorf konnte man die Feuerzeichen nach zwei, drei verschiedenen Richtungen aufflammen sehen. Das erste, das angezündet wurde, gab die Richtung an, woher die Gefahr kam und wohin die Männer zum Sammelpunkt eilen sollten

*) Aus dem dreibändigen Werk des Freiburger Dichters Gonzague de Reynold in der Auswahl-Übersetzung von Dr. E. F. Krüchel „Schweizer Städte und Landschaften“, mit Erlaubnis des Verlages Rascher & Co., Zürich, abgedruckt.

Es ist noch Dämmerung, kaum erhellet sich der Morgen: aber während in der Hauptstadt sich die offenstehenden Zeughäuser rasch leeren und die Fähnlein der Zünfte schon den Kriegseid schwören, ist auf dem Lande alles in Unruhe und Hast. Die Bauern rücken aus, die Hafenbüchse, die Flinte, die Hellebarde oder den langen Spieß geschultert; einer bückt sich, um den Schuhriemen zu binden, ein anderer bringt mit einem Hüftenruck den Harnisch in richtigen Sitz; wieder ein anderer leert mit zurückgebogenem Kopf seinen Steingutfrug; die Kinder schreien, die Hunde bellen, die Frauen weinen. Fluchend spannt man ein; die Männer steigen auf, hocken zusammen und setzen sich fest; staubaufwirbelnd galoppieren die Pferde davon. Wenn die Sonne aufgeht, scheint sie auf entvölkerte und stille Dörfer, scheint sie auf die Vorhuten, die ersten Rotten, die ersten Fähnlein, die dem Feinde entgegenmarschieren.

Diamanten und Rubine am Ulmizberg.

Von Ch. Beaujon.

Es ist eigentlich schade, daß die Burgen, die vor viel hundert Jahren trugig von den waldbereichen Höhen in die stillen Felsen schauten, heute verfallen — verschwunden sind. Am Ulmizberg sind noch bescheidene Reste Neu-Bubenbergs vorhanden, vermutlich des Stammsitzes des ritterlichen Hauses, dem der Sieger Murtens entsprossen. Schon lange ist es her, seit Adrian als Ritter des hl. Grabes von seiner Pilgerfahrt aus Palästina zurückkehrte, seit er dem Räte Berns die mutigen Worte schrieb: Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach — und doch steht man heute noch sinnend vor den wenigen Steinen, den bescheidenen Zeugen einer großen Zeit!

Wenn man heute in der frühen Abenddämmerung von den verwehten Höhen einer Station zuwandert, glaubt man sich in jene alten Zeiten versetzt. Hunderte von Langspeertträgern glaubt man zu erkennen, sehnige Gestalten, die langen Hölzer in der sehnigen Faust. Nicht zur Schlacht zogen sie am frühen, klaren Morgen aus, nein, vom Diamantenfieber gepackt, sind sie auf die tiefverschnittenen Hügel gewandert. Aber nicht die Edelsteine lockten sie, die möglicherweise als verwünschter Schatz in verschütteten Verliesen Neu-Bubenbergs vergraben liegen, sondern die Millionen herrlicher Demanten, die die Sonne auf die weiten, weißen, weichen Schneefelder zaubert.

In die Schlittentradition unserer Familie haben wir männliche Vertreter, mein Bub und ich, kühn eine Bresche geschlagen. Wir debütieren auf den langen Brettern, während das zarte Element konservativ am Alten, d. h. am Schlitten, hängt. Die Kleine will natürlich alles mit-schleppen, was der Samichlaus unter den Weihnachtsbaum gelegt hat, und schon stehe ich ratlos vor dem fast unlös-baren Problem, was wohl werden wird, wenn sie, was ihr sehnlicher Wunsch ist, einmal ein Klavier geschenkt kriegt! Ein Klavier ist ja sicher ganz nett, wenn es im bessern Zimmer steht, wenn seine Farbe zu den übrigen Möbeln paßt und wenn jemand darauf spielen kann, aber so ein Ding auf den Ulmiz hinaufporzen, gehört wohl nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Da wir aber im Zeitalter des Kindes leben, werden wir wohl auch in diesen sauren Apfel beißen müssen!

Gemütlich troten wir König zu. Die Kirche soll nach einer Sage schon im 10. Jahrhundert von König Rudolf II. von Burgund gestiftet worden sein, und vor 700 Jahren noch gingen die Bewohner der Stadt Bern in die Mutterkirche König „Predig“.

Von Schliern weg gleiten wir auf den Brettern über die Felder, sanfte Hänge hinunter, und belächeln in einer sogenannten Badewanne liegend die Gefährlichkeit des Stipportes. Von der Straße aus werden unsere „Schuß-fahrten“ bestaunt und bewundert, und die nicht gerade

seltenen Stürze mit Aklamation registriert, aus der auch ein bißchen Schadenfreude herausklingt. Aber so sind eben die Menschen —

Das allerschwerste beim Skifahren ist meines Erachtens die Kenntnis der Fachausrüchte. Es gibt nämlich Langlauf- und Sprungsskier, Huitfeld-, Alpina- und eine Masse anderer Bindungen. Die Alpina-Attenhofer soll die solideste sein, weil entweder der Ski oder der Fuß, niemals aber die Bindung selbst kaputt geht. Dann gibt es Steig- und Gleitwachs, Seehundsfelle, Stöcke zu 5 und 10 Franken mit breiter oder schmaler Schlaufe, dann natürlich rote, gelbe, blaue Pullovers mit oder ohne Reißverschluß, hübsche Norwegerhosen in Pariser- oder Berlinerblau, elegante Zippelmützen, Salom, Stemmboogen, Christiana und Telemark (mal rechtsrum, mal linksrum), Querschochsprünge — ja, und wenn man sich das alles in den Schädel gehämmert hat, dann ist das Skifahren nur noch ein Kinderspiel. Also, los! Huih, wie das läuft und saust und knirscht, wenn man mit leicht nach vorn gebeugtem Oberkörper, in den Knien federnd, eine Halde „nimmt“. Plötzlich liegt man am Boden, stöhnt, reißt die Bindung ab und die „Winke für Skifahrer“ aus der Wirbjaudentische: „Aha — uih — ääh — richtig, du hättest bergwärts — uih — statt talwärts fallen sollen. Das nächste Mal — ääh — also bergwärts“. — Man liegt in der berühmten Wanne, die Alpina-Attenhoferbindung hat sich glänzend bewährt: der Fuß ist tatsächlich kaputt! Am Morgen hatte ich über einen alten, abgenagten Knochen gespöttelt, der am Wege lag. Man sollte nie einen Knochen belächeln, wenn man zum ersten Male skifahren geht!

Ein freundlicher Bauer, der in einem flotten Einspänner-Schlitten von Kühlewil her kam, lud den „gebrochenen“ Spörter auf. In lustigem Trab ging es nach Gafel hinunter. Dort wartete ich zwei Stunden lang im Wirtshaus auf das nächste Schwarzenburgerli, trank 3 Portionen Tee, 4 Gläschen Eglisana und 7 Kaffee crême, und notierte die Ratsschläge einheimischer und fremder Gäste über die Behandlung verstauchter und gebrochener Füße. Noch heute habe ich einen sauren Geschmack im Mund, wenn ich an die Menge essigsauren Tonerde denke, die mir so warm ans Herz gelegt wurde. Schaudernd nahm ich davon Kenntnis, daß ich „nur“ 6–7 Wochen werde das Bett hüten müssen, bis ich wieder einigermaßen auf den Beinen sei! Ein besonders Liebevoller wollte mir meine nigel-nagelneue Ski-ausrüstung am Plage für einen Spottpreis abkaufen. Er vermutete sicher, ich könne meine ungeheure Zechen nicht bezahlen. Ich fand es aber gar nicht nett, aus einer Zwangslage Nutzen ziehen zu wollen.

Wunderbar, ein tieferer Ball, glitt an jenem Abend die Sonne in den zartblauen Dunst des Horizontes hinunter. Ihr scheidender Strahlengruß wandelte die Diamanten der Schneefelder in warmleuchtende Rubine und zauberte in die Augen der Menschen ein frohes, inniges Leuchten.

Der Soldat und das Mädchen.

Von Martha Niggli.

Elly Halm kam am Montag morgen den Hügel herabgelaufen, auf dessen Höhe ihr Vater, der ehemalige Stationsvorstand, sich einen hübschen Ruhestich errichtet hatte. Dort wanderte der alte Mann den ganzen Tag in seinem selbstangelegten Garten herum, die Baumschere in der Hand und in den Ritteltaschen ein Bund Bast, und knipfte bald da etwas weg oder band dort etwas auf, während seine Frau drinnen im Haus ihm seine Lieblingsgerichte vorbereitete und sie und da mit einem nachsichtigen Lächeln über die Wichtigkeit ihres Gatten aus dem Fenster sah. Am Nachmittag aber setzte sie sich hin und strickte an ihren unzähligen Gebrauchsgegenständen für ihre Enkel, denn sechs ihrer Kinder waren verheiratet. Nur Elly, die jüngste, war noch

bei den Eltern und ging jeden Morgen auf den Tagelohn, wie sie das zu nennen pflegte.

Jetzt lief sie wie ein Wiesel den Berg hinab. Am Montag morgen harzte es immer ein bißchen mit dem Aufstehen. Nicht daß sie etwa den Sonntag besonders mißbraucht hätte. Im Gegenteil! Sie hatte jeden Tag in die Stadt zu fahren, wo Lärm und Hast genug war, sodaß sie die Sonntage mit innigem Entzücken auf ihrem Hügel verbrachte, las, ein wenig auf den Wiesen herumkullerte, mit dem Hund spielte oder des Vaters Ziege ein blaues Band um das schneeweiße Ohr knüpfte. Und nach solch idyllisch verbrachtem Sonntag bedurfte es stets einiger Anstrengung, um sich am andern Morgen freiwillig wieder ins Arbeitsjoch zu spannen.

Auf halbem Weg lenkte sie nach links ab, folgte einem Fußpfad, der durch ein kleines Didiach führte, und zog dann einen Schlüssel aus ihrem Täschchen, um das hölzerne Tor zu öffnen, das sich ihr plötzlich mitten über den Weg stellte. Die Fahrstraße führte bis an den Nordfuß des Hügels und bog dann wieder nach Süden um, sodaß Elly auf diesem Wege mehr als eine halbe Stunde gebraucht hätte, um jeden Morgen den Bahnhof zu erreichen. So hatte sie denn den Gärtner, welcher den Hang des Hügels gegen die Landstraße hin gepachtet hatte, um die Erlaubnis gefragt, den kleinen Pfad durch sein Gebiet benützen zu dürfen und er hatte ihr sofort den Schlüssel zu dem hintern Tor ausgehändigt. Auf diese Weise ersparte sie sich jeden Morgen zwanzig Minuten.

An diesem Morgen bemerkte sie, daß vor der alten Scheune, welche der Gärtner jetzt als Vorratshaus benützte, zwei Militärpferde standen, und ein Soldat war eben dabei, ihnen die Beine zu waschen. Elly runzelte die Brauen und lief noch etwas schneller als ohnehin schon nötig war. Sie war auf Soldaten nicht besonders gut zu sprechen und das fehlte nun gerade, daß ihr auf ihrem heimlichen, hübschen Pfad, der ihren Tagesanfang stets mit Blumenduft und Umschlag erfüllte, jeden Morgen ein solcher entgegnet. Eben hatte sie noch beim Frühstück der Mutter gerühmt, daß sie wenigstens vor dieser lästigen Einquartierung verschont bleibe, da sie vom Bahnhof nach ein paar Schritten gleich durch das Haupttor in die bergende Gärtnerei entschlüpfen könne, und einmal oben am Hügel, sei sie vor Anrennpelungen wohl sicher. Daß die alte Remise auch als Unterluftraum herbeigezogen werden könnte, das war ihr nicht im Traume eingefallen.

Aber nun war es also doch so und vielleicht war dieser Soldat, der da Pferdebeine wusch, nicht der einzige und sie konnte sich auf allerlei gefaßt machen. Der Ort, in dem sie ihre Lehrjahre verbracht hatte, war ein bedeutender Waffenplatz, und so hatte sie es in den Zügen, wenn sie am Sonntag abend wieder von zu Hause wegfuhr, oft mit einrückenden Soldaten zusammengetroffen. Es hatte viele anständige Kerle darunter gegeben, aber auch viele andere, und die ersten Gemeinheiten in ihrem jungen Leben waren aus Soldatenmund an ihr Ohr getroffen und sie meinte noch jetzt, sie könnte das, was man ihrem empfindsamen Wesen von damals zu Leide getan, nie, nie vergeben.

Sie musterte den gemächlich arbeitenden Trainsoldaten im Vorüberflitzen mit strenger Miene. Ihre leichten Schuhe berührten kaum den weichen Grund, sodaß er sie erst bemerkte, als sie dicht an ihm vorbeilief.

„Hätten Sie was gesagt, ich wäre mit den Pferden zur Seite getreten, sodaß Sie sich nicht die Schuhe im Gras hätten naß machen müssen!“ rief er ihr nach.

„Danke, es macht nichts“, gab sie mit halb umgewandtem Kopf zurück. Der Soldat sah ihr nach und machte sich dann wieder an seine Arbeit, wobei er von Zeit zu Zeit ein paar freundliche Worte an seine Pferde richtete.

Am Nachmittag mußte Elly wieder an der alten Scheune vorbei. Sie hatte zwischen zwei Zügen anderthalb Stunden